

Josef Köhne

Die Auswirkungen der Identitätssuche von Mann und Frau auf die Ehe

Die klaren Rollen für Mann und Frau, wie sie bis in unser Jahrhundert herein besonders auch von der Kirche gefördert wurden, wirkten sich für die Beständigkeit der Ehe positiv aus, brachten aber gleichzeitig mit sich, daß viele Frauen sich sehr eingeengt und belastet fühlten und in einem „Klein-Familien-Haushalt“ zu wenig Entfaltungsmöglichkeit fanden. Die Versuche von Frauen, sich aus Abhängigkeiten und Diskriminierungen zu befreien, und die größere Verbreitung eines partnerschaftlichen Leitbildes für die Ehe insbesondere seit den 60er Jahren haben die Notwendigkeit mit sich gebracht, die Rollen neu zu definieren. Aufgrund der „androgynen Revolution“ versuchen heute immer mehr Frauen und Männer, sich unabhängig von Rollenfixierungen, aber auch von Beziehungen möglichst ganzheitlich zu bestimmen und selbst zu verwirklichen – mit großen Chancen und zahlreichen Problemen für die volle Entfaltung des Menschseins.

red

Lange Zeit war die Identität von Mann und Frau in ihren Rollen klar definiert, besonders im Bereich des Christentums. Das patriarchalische Modell war unumstritten, zumal es von der kirchlichen Lehre und Tradition abgesichert wurde. Die „Natur“ von Mann und Frau ermöglichte klare Aussagen auch über ihre jeweilige Wesensart und Stellung. Das gab vielen Generationen Sicherheit in ihrem Selbstverständnis und ihrem Verhalten, was gottgewollt schien.

In Joseph Haydns großartigem Oratorium „Die Schöpfung“ singt das erste Menschenpaar zum Schluß:

Adam: Nun folge mir, Gefährtin meines Lebens!
Ich leite Dich, und jeder Schritt
Weckt neue Freud' in unsrer Brust,
Zeigt Wunder überall.
Erkennen sollst Du dann,
Welch unaussprechlich' Glück
Der Herr uns zudedacht,
Ihn preisen immerdar,
Ihm weihen Herz und Sinn.
Komm, folge mir, ich leite Dich.

Eva: O Du, für den ich ward!
Mein Schirm, mein Schild, mein All!
Dein Will' ist mir Gesetz.
So hat's der Herr bestimmt.
Und Dir gehorchen bringt
Mir Freude, Glück und Ruhm.

Und vor dem Abschlußchor warnt Uriel in einem Rezitativ:

„O glücklich Paar! und glücklich immerfort!
Wenn falscher Wahn euch nicht verführt,
Noch mehr zu wünschen als ihr habt,
Und mehr zu wissen, als ihr sollt.

Festgefügte Rollen im „Ehestand“

Die Ehe war etwas Festgefügtes, man sprach vom „Ehestand“, die Rollen von Mann und Frau waren klar umschrieben. Der davon abweichende Mann galt als „Pantoffelheld“ oder „Waschlappen“, die Frau als „Mannweib“ oder „Emanze“; beides wurde zu eher lächerlichen Attributen.

Der „Natur“ des Mannes und der Frau wurden bestimmte Eigenschaften zugeordnet, die ein komplementäres Verhalten ermöglichten. Bis auf Ausnahmen waren die Frauen von weiten Gebieten der Politik, der Wirtschaft, der Wissenschaft und der Bildung ausgeschlossen; sie hatten den Männern durch „Heim und Herd“ ihr Schaffen zu ermöglichen. Die Ehefrau galt über und durch ihren Mann, sie bekam seinen Namen und wurde bis vor kurzer Zeit mit seinem Titel angedredet. Man tauschte in der Ehe „Sicherheit gegen Dienst“ aus, was für beide Teile auch Vorteile hatte. Es gab typische Männer- und Frauenberufe, und auch dabei ging man davon aus, daß Mann und Frau „von ihrer Natur her“ für diese Berufe bestimmt seien. Um die Wende zu unserem jetzt ausgehenden Jahrhundert begann die Frauenbewegung, an diesen festen Rollen zu rütteln. Auch die Ehe wurde in Frage gestellt, freie Liebe und Unabhängigkeit wurden propagiert, das Recht auf Bildung und das Wahlrecht erstritten. Die Männer waren vielfach irritiert. Sie machten Frauen, die studierten, zu „Blaustrümpfen“, und der Psychiater Möbius stellte 1902 wissenschaftlich fest: „Übermäßige Gehirntätigkeit macht das Weib nicht nur verkehrt, sondern auch krank, [...] je besser die Schulen werden, umso schlechter werden die Wochenbetten, um so

geringer wird die Milchabsonderung, um so untauglicher wird das Weib.“¹ Viele Männer versuchten, ihre Position durch Lächerlichmachen der Anliegen der Frauen zu retten; Reste davon lassen sich bis heute beobachten. Nach langen Kämpfen wurde in den folgenden Jahrzehnten gesetzlich die Scheidung ermöglicht, wobei auffällt, daß weit mehr Frauen als Männer die Scheidung ihrer Ehe beantragen.

In der Zeit des Nationalsozialismus wurden offiziell die alten Rollen wieder fixiert: Die Frauen wurden nach der Zahl ihrer Kinder dekoriert, bei den Männern war der Held gefragt, beides aus sehr durchsichtigen Gründen.

Zunahme von „partnerschaftlichen Liebesehen“

In der Folgezeit kam der Ehetypus der partnerschaftlichen Liebesehe zu breiter Anerkennung. Die rigiden Rollenklischees wurden aufgelockert, das Ziel war die gegenseitige Ergänzung der Partner im emotionalen, geistigen und zärtlich-erotischen Bereich. In den sechziger Jahren erschienen im katholischen Raum Bücher über eheliche Partnerschaft, Liebe und Geschlecht u. ä., die von vielen als eine Befreiung empfunden wurden.² Diese Bücher erreichten hohe Auflagen, sind aber heute schon weitgehend vergessen. Die partnerschaftlichen Rollen von Mann und Frau wurden stark idealisiert, ihr Angewiesensein aufeinander betont, wenn es z. B. bei von Gagern heißt: „Die Häftigkeit des Menschen und seine daraus erwachsene Ergänzungsbedürftigkeit sucht nach der Ganzheit in der Vereinigung mit dem anders-häftigen Du. So wird aus den zwei, dem Ich und dem Du, aus den zwei einzelhäftigen Wesen etwas Neues, das WIR.“³ Bovet sprach von der „Eheperson“, die in der personalen Vereinigung der Partner zustande komme.

Auch das kirchliche Eheverständnis änderte sich, angestoßen durch das Konzil, ausge-

drückt auch 1983 im neuen Kirchenrecht, wo die alte „Ehezwecklehre“ aufgegeben wurde zugunsten einer deutlichen Betonung des Bundescharakters der Ehe (c. 1055, § 1; c. 1057, § 2).

Viele Funktionen von Ehe und Familie wurden verstärkt von staatlichen, gesellschaftlichen und kirchlichen Einrichtungen übernommen: Kinderkrippen, Kindergärten, Heime für alte und kranke Menschen, Einrichtungen der Bildung. Dies erleichterte es den Eheleuten, sich stärker ihrer gegenseitigen persönlichen Ergänzung zuzuwenden. Die oft allzu hohen, nicht selten völlig unrealistischen Erwartungen aneinander und an die Gemeinsamkeit wurden häufig nicht erfüllt. Zunehmend trennten sich Paare, die lange Zeit in ihrer Umgebung als ideale Eheleute galten. Das führte immer häufiger zu Scheidungen⁴, in den 60er Jahren noch überwiegend zugunsten einer neuen Ehe, wenigstens eines Partners.

Neue Trends

Inzwischen hatte sich ein neuer Trend entwickelt: Seit 1965 sank in der Bundesrepublik die Zahl der Eheschließungen und der Geburten erheblich⁵. Die Neigung, sich in einer Ehe auf Lebenszeit zu binden und eine Familie mit mehreren Kindern zu gründen, wurde offensichtlich wesentlich geringer. Zugleich kam ein neues Phänomen auf, das Zusammenleben von zwei Partnern verschiedenen Geschlechts in einem gemeinsamen Haushalt ohne Ehe, die „Ehe ohne Trauschein“ (eigentlich ein Widerspruch in sich), die „dokumentenfreie Lebensgemeinschaft“ (Kramer). Was früher ganz selten war und dann als „wilde Ehe“ disqualifiziert wurde und auch juristisch mit Strafe bedroht war (Kuppelei), scheint heute weithin akzeptiert. Genaue Zahlen gibt es verständlicherweise nicht, aber immerhin wird die Zahl der so zusammenlebenden Menschen im Alter von 20 bis 30 Jahren auf 20% geschätzt, wo-

⁴ Von 1965 bis 1985 stieg die Scheidungsziffer in der Bundesrepublik Deutschland von 58.728 auf 128.124, d. h. sie wurde mehr als doppelt so hoch. Vgl. Bevölkerung und Erwerbstätigkeit, Reihe 1, Gebiet und Bevölkerung, hrsg. vom Statistischen Bundesamt Wiesbaden, Stuttgart 1986, 141.

⁵ 1965 kam es zu 492.128 Eheschließungen, 1985 waren es nur noch 364.661. 1965 gab es 1.044.328 Geburten, 1985 586.155. Vgl. ebd. 53 und 95.

¹ Paul J. Möbius, Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes, 9. (!) verm. Auflage, Halle 1908, Nachdruck München 1977.

² Friedrich E. von Gagern, Eheliche Partnerschaft, München 1963; Fritz Leist, Liebe und Geschlecht, München 1963; Theodor Bovet, Kompendium der Ehekunde, Tübingen – Bern 1969.

³ A. a. O. 161.

bei dieses Phänomen sich keineswegs auf jüngere Leute beschränkt. Die Zahl wächst offensichtlich, man hat seine/n Lebensgefährten/in, aber nicht für das ganze Leben, sondern solange, wie diese Form des Zusammenlebens für beide emotional und praktisch gewinnbringend erscheint. Wenn das nicht mehr der Fall ist, geht man „in aller Freundschaft“ auseinander. Dabei wird, wie übrigens auch nach einer Scheidung, nach Möglichkeit jede Dramatik vermieden. Die Trennung wird dadurch äußerlich erleichtert, weil viele Frauen in Partnerschaft und Ehe berufstätig bleiben oder in einen Beruf zurückkehren können, wodurch eine wirtschaftliche Unabhängigkeit voneinander besteht.

Auch das früher häufige Phänomen der „Mußehe“, also das Eingehen einer Ehe, weil die Frau ein Kind erwartet, ist wesentlich seltener geworden. Trotz sicherer Verhütungsmethoden steigt die Zahl der unehelichen Geburten⁶, das heißt, die Zahl der Frauen wächst, die mehr oder weniger bewußt ein Kind wünschen oder es wenigstens zulassen, ohne deswegen eine Ehe mit dem Vater des Kindes eingehen zu wollen. Das geht bis zur Parole: „Kind ja, Mann nein!“, was auf viele Männer erheblich verunsichernd wirkt, zumal die Frau durch die Pille entscheiden kann, ob ein Kontakt fruchtbar oder unfruchtbar sein soll. Viele ziehen ihr Kind, auch nach der Trennung oder Scheidung, bewußt allein auf⁷. Hier fällt vor allem die relativ hohe Zahl der Männer auf, die früher sicher ganz überwiegend wieder geheiratet hätten. An vielen Orten gibt es „Gruppen alleinerziehender Mütter und Väter“.

Die „androgyn Revolution“

Ein weiteres wichtiges Phänomen nennt Elisabeth Badinter die „androgyn Revolution“⁸: Die Polarität der Geschlechter vermindert sich, der einzelne, Mann oder Frau, wird nicht durch Partnerschaft ein Ganzes, sondern beide versuchen die andersgeschlechtlichen Anteile in sich selbst zu entwickeln

⁶ Von 1975 bis 1985 von 36.774 auf 55.070. Vgl. ebd. 95.

⁷ So gab es in der Bundesrepublik 1983 782.000 Frauen, aber auch 145.000 Männer, die allein ein oder mehrere minderjährige Kinder versorgten.

⁸ Elisabeth Badinter, Ich bin Du. Die neue Beziehung zwischen Mann und Frau oder die androgyn Revolution, München – Zürich 1987.

und zu stärken. Das zeigt sich in verschiedenen Bereichen. So gibt es immer weniger, eigentlich kaum noch geschlechtsspezifische Berufe: Männer drängen in die Kranken- und Altenpflege, in die Arbeit als Kindergärtner, in den Beruf als Hebamme; Frauen werden Bauhandwerker, Politikerinnen, Unternehmerinnen und – noch freiwillig – Soldatinnen. Inzwischen wird in vielen Berufen eine gewisse Parität wenigstens angestrebt.

Die Annäherung zeigt sich auch äußerlich, etwa in der Mode: Männer und Frauen können lange oder kurze Haare haben, sie tauschen ihre Pullover, tragen Schmuck und gleiche Hosen. Frauen betonen zur Zeit ihre Schultern durch Polster in Blusen und Jacken, eigentlich ein „typisch männliches“ Phänomen.

Damit einher geht eine lockere Form des Umgangs, man duzt sich sehr schnell und selbstverständlich (was früher oft ein lang überlegter und diskutierter Schritt war), begrüßt sich mit „Hallo!“ und spielt eine Offenheit, die im Grunde nicht vorhanden ist. E. Badinter beschreibt die derzeitige Entwicklung: „Das Paar war einmal die grundlegende Einheit der Gesellschaft. Aus zwei Hälften bestehend, die jeweils bestrebt waren, ihre ‚Partitur‘ zu spielen, stellte es für beide Teile ein transzendentes Gebilde dar. Es war eine soziale und sogar eine psychologische Banalität, daß der eine ohne den anderen unvollständig war. Der Junggeselle wurde, gleichgültig ob man ihn verachtete oder bedauerte, als ein unfertiges Wesen aufgefaßt. In der üblichen Verwendung eines einzigen Familiennamens für zwei Ehepartner spiegelt sich noch immer die Vorstellung vom Paar als einer umfassenden Einheit, in der die Individualitäten aufgehen. Diese geistige und gesellschaftliche Operation ist nicht mehr so leicht möglich, wenn jeder seinen Namen und seine Unabhängigkeit behält. Die gegenwärtige Tendenz geht dahin, das Paar nicht mehr als transzendente Einheit zu sehen, sondern als Verbindung zweier Menschen, die sich weniger als Hälften einer größeren Einheit denn als eigenständige Wesenheiten begreifen. Man ist kaum noch bereit, um der Gemeinsamkeit willen etwas von sich aufzugeben. Die Übersteigerung des Ichs und der streitbare Individualismus ste-

hen dem Leben zu zweit, wie wir es uns ersehnen, im Wege. Allerdings haben sich unsere Zielvorstellungen geändert, und wir sind nicht mehr bereit, jeden Preis dafür zu zahlen, daß der andere an unserer Seite bleibt.“⁹ Und: „Wenn der andere der Anlaß unserer Unzufriedenheit ist, verlassen wir ihn. Besser sein Ich kultivieren als auch nur einen Aspekt der Persönlichkeit unterdrücken. Wenn wir andere nicht dazu bringen können, uns so zu lieben, wie wir sind, so sind wir selber doch stets bereit, uns voller Leidenschaft zu lieben.“¹⁰

Verlagerung auf die Beziehung

Parallel dazu geht ein Wandel im Umgang miteinander: Während früher in Romanen und Dramen sowie auch bei jedem einzelnen die Problematik in der Aufnahme der Beziehung bestand mit allen Bedenken und äußerlichen Hindernissen und dann das mögliche Happy-End die Hochzeit war als ein Bund fürs Leben „bis der Tod euch scheidet“, wonach die Situation klar und eigentlich nicht mehr interessant war, liegt heute das Problem mehr in der Beziehung selbst. Man ist enttäuscht voneinander, man bekommt Schwierigkeiten und stellt dann Ehe und Lebensgefährtschaft in Frage. Beziehungen (wobei dieser eher technische Begriff den der Liebe längst verdrängt hat!), einschließlich sexueller Beziehungen, werden relativ schnell aufgenommen; aber dann wird die „Beziehungskiste“ zum Problem. Dann diskutieren Paare nächtelang, manchmal wirklich bis zur Erschöpfung, ihr Verhältnis zueinander, was das Beisammensein „bringt“. Man versucht es immer wieder mit Absprachen und wacht eifersüchtig darüber, ob sie auch eingehalten werden. Noch einmal E. Badinter: „Aufgrund einer Tiefenstudie bei einigen Dutzend unverheiratet zusammenlebender junger Paare kommt Sabine Chalvon-Demersay zu dem Schluß, daß die Ereignisse manchmal sehr rasch aufeinanderfolgen: Man kommt gleich zur Sache, die Zwischenstufen werden zwanglos, ungehindert, unverzüglich zusammengerafft; das Begehren zergeht in seiner unmittelbaren Verwirklichung! Es kommt vor, daß man

sich nach einem Abend, an dem man ‚Feuer gefangen‘ hat, zum Zusammenleben entschließt, ohne daß man sich Zeit gelassen hätte, sich zu verlieben. Eine junge Frau berichtet: ‚Man hat sich gleich in eine sehr große Intimität und in sehr starke Bindungen gestürzt. Man hat aber nicht die Zeit gehabt, einander zu entdecken. Man hat die ganze Zeit des Wartens, des Suchens übersprungen, in der man von dem anderen träumt, seine Blicke erwartet [. . .] Innerhalb von drei Tagen war man bereits ein altes Ehepaar.‘“¹¹ So gibt es immer weniger Leidenschaften, die ja mit Barrieren zusammenhängen. Auch die traditionellen Flitterwochen, die eine Vorbereitung und Einübung auf das Eheleben sein sollten, haben ihre Bedeutung weitgehend verloren und haben für die meisten keinen Sinn mehr. Man zieht zusammen oder heiratet den bzw. die, welche man schon in allem sehr gut kennt oder zu kennen meint. Mit der Eheschließung ändert sich für die meisten nicht viel, es tun sich keine neuen Dimensionen auf.

Cool bleiben heißt heute eine wichtige Tugend. Man kennt einander und möchte nicht aus der Balance geraten. Und wenn es denn gar nicht mehr „funktioniert“, wenn die Bilanz des Gebens und Nehmens nicht mehr ausgeglichen ist, geht man in aller Freundschaft auseinander. Zwar gibt es auch heute dabei noch genug Leid, aber das wird kaum zugegeben, weder vor sich selbst noch vor dem Partner. Auch hier zeigt sich eine „Unfähigkeit zu trauern“.

„Klärung der Beziehungen“ ist das häufigste Anliegen, weswegen eine Ehe- und Lebensberatungsstelle aufgesucht wird. Dahinter steckt fast immer die Frage: „Hat es mit uns so noch einen Sinn?“

Diese grob skizzierte Entwicklung ist nicht einheitlich, die verschiedenen Phasen laufen nebeneinander her. Aber die Entwicklung erfolgt überwiegend durch das veränderte Verhalten der Frau, die oft gegen den Widerstand des Mannes neue Formen erzwingt. Die Männer sind eher konservativ, die Frauen suchen neue Möglichkeiten. Damit zusammen hängt der größere Anteil von Frauen an Bildungsveranstaltungen gerade zum Thema Ehe, Familie und Partnerschaft.

⁹ Ebd. 236–237. ¹⁰ Ebd. 238.

¹¹ Ebd. 252.

Es gibt auch heute noch patriarchalische Ehen, in denen sich beide Partner wohl und aufgehoben fühlen, aber ihre Zahl dürfte zunehmend geringer werden. Damit einher gehen starke Unsicherheiten der Männer angesichts des gewachsenen Selbstbewußtseins der Frauen.

Auch die partnerschaftliche Ehe tritt in den Hintergrund

Es gibt viele partnerschaftliche Ehen, in denen man sich bemüht, Bedürfnisse und Belange immer wieder aufeinander abzustimmen. Aber es wächst auch zunehmend die Zahl derer, für die Ehe und Partnerschaft, auch Elternschaft in der Rangordnung der erstrebten Lebensziele erheblich in den Hintergrund getreten sind. Der „Single“ ist nicht mehr ein bedauernswerter, sondern manchmal sogar bewunderter Außenseiter, und auch diejenigen nehmen zu, für die Partnerschaft und Ehe, wenn sie überhaupt eingegangen werden, nicht die persönliche Entwicklung beeinträchtigen dürfen. Eine Umfrage des Allensbacher Instituts im Jahre 1983 ergab, daß auf die Frage „Glauben Sie, daß eine Frau verheiratet sein muß, um wirklich glücklich zu leben, oder halten Sie das nicht für so wichtig?“ 58% aller Befragten, 72% der Befragten im Alter von 16 bis 29 Jahren, mit „nein“ antworteten¹².

Was können wir in der Pastoral tun?

Angesichts dieser Situation müssen wir nun fragen, was wir in der Pastoral tun können, um den Menschen in der Welt von heute zu helfen, ihre Identität zu finden, aus alten Zwängen nicht in neue hineinzugeraten, zu einer echten Emanzipation zu kommen; in ein wirkliches Menschsein, das stets eingebettet ist in das Dasein als Mann oder Frau.

1. Ein Zurück in die alten, festen Rollen gibt es nicht. Diese mögen für einzelne heute noch hilfreich sein, sie haben aber wohl kaum Zukunft. Das hat u. a. Ernst Gutting mit seinem Buch „Offensive gegen den Patriarchalismus“ eindrucksvoll auch für den christlichen Bereich nachgewiesen. Papst Paul VI. hat in einer Ansprache am 31. Jän-

ner 1976 eindringlich betont: „Gott hat die menschliche Person als Mann und Frau in einer einzigen Liebesabsicht geschaffen, und zwar nach seinem Bild. Mann und Frau sind also völlig gleich vor Gott, gleich als Personen, gleich als seine Kinder, gleich an Würde, gleich auch an Rechten. Diese grundsätzliche Gleichheit muß sich auf verschiedenen Ebenen auswirken, vor allem auf der Ebene der Person.“¹³

Hier gilt es bei vielen Männern und Frauen Vorurteile sowie Ängste und deren Abwehrmechanismen zu erkennen und abzubauen. 2. Mann und Frau muß geholfen werden, ihre je eigene Identität als Mensch zu finden: „Wer bin ich, was soll ich, was kann ich und was will ich tun?“ Dann werden die Grenzen in Ehe, Beruf und Öffentlichkeit nicht mehr so starr sein, sondern es entwickeln sich neue Chancen für jeden einzelnen und auch für das Miteinander in Partnerschaft, Kirche und Gesellschaft.

Die Menschen sind nicht gleich in allen ihren Möglichkeiten, trotz aller anderslautenden Parolen. Erinnert sei an das Gleichnis von den Talenten, die ja auch unterschiedlich verteilt wurden. Es gilt, die persönlichen Möglichkeiten zu erkennen und mit ihnen zu wuchern. Das ist das Anliegen jeder richtig verstandenen Emanzipation. Männer müssen den Mut finden, auch die „weiblichen“ Anteile in sich zu entdecken und sie auch zu leben, ebenso wie Frauen ihre männliche Dimension. Das bedeutet nicht öde Egalisierung, sondern Verlebendigung des einzelnen Menschen und seiner Beziehungsmöglichkeiten, auf deren Realisierung jeder in seinem Leben zur gesunden Entwicklung angewiesen ist und die von der Gabe immer mehr zur Aufgabe werden sollen. Hier sind in den Gemeinden Ermutigung und exemplarische gegenseitige Wertschätzung erforderlich.

3. Wir haben heute viel mehr Möglichkeiten als frühere Generationen; das stellt uns aber zugleich vor die Notwendigkeit der Auswahl und damit des Verzichtes. Dieses Wort wird heute nicht mehr gern gehört, vielleicht auch, weil es früher oft überstrapaziert wurde. Aber unser Leben besteht nicht nur aus

¹² Allensbacher Jahrbuch 1983, B: Liebe – Ehe – Familie, 86.

¹³ Ernst Gutting, *Offensive gegen den Patriarchalismus*. Für eine menschlichere Welt, Freiburg 1987, 95.

einer Fülle von Möglichkeiten, es bringt auch – oft schmerzlich – Grenzen mit sich: die Zeit, die Begabung, die Gesundheit und Konstitution, äußere Faktoren und schließlich Altern, Krankheit und Tod. Daher müssen wir entscheidungsfähig werden, wobei Entscheidung für etwas zugleich eine Entscheidung gegen etwas anderes, vielleicht ebenso Wertvolles, bedeutet. Wir können nicht gleichzeitig ans Meer und ins Hochgebirge fahren, um ein banales Beispiel zu nennen. So gibt es Leute, die an der See von den Bergen, im Hochgebirge von der See träumen mit dem Ergebnis, daß sie von beiden nichts haben. Hier ist Frustrationstoleranz gerade bei dem enorm vergrößerten Angebot von Möglichkeiten nötig, die sich aber nur in Bestätigung und Zuwendung entwickeln kann. Aufgabe der kirchlichen Gemeinde ist es, Zuwendung und Liebe Gottes erfahrbar zu machen gerade für Menschen, die glauben, sich in dem Streben nach Autonomie selbst erlösen zu können.

4. Wir erleben heute einen enormen emanzipatorischen Aufbruch des einzelnen Menschen. Man läßt die geschlechtlichen Rollen hinter sich und strebt eine menschliche Ganzheit an, die bisher nur in der „Paarung“ erreichbar war.

Dadurch gibt der einzelne mehr und mehr Zeugnis von der absoluten Werthaftigkeit jeder menschlichen Person.

Die Kirchen, die Gemeinden und wir Christen alle könnten durch Lehre und Beispiel dazu beitragen, „daß sie das Leben haben und es in Fülle haben“ (Joh 10, 10).

Andererseits lauert aber hinter dieser individuellen Emanzipation die immer wieder auftauchende Gefahr einer Überschätzung und Überheblichkeit des Geschöpfes. Der sich ganzheitlich entfaltende Mensch kommt in die Versuchung, sich eigenwillig abzusondern, um alle Kräfte auf seine Entfaltung in ungestörter Freiheit auch auf Kosten anderer zu konzentrieren. Das zeigt sich an den „Singles“, aber auch in vielen Partnerschaften. Damit jedoch pervertiert er Ursprung, Sinn und Erfüllung seines Daseins und versperrt sich seine eigene Zukunft. In der Autonomie des Individualismus versandet menschliche Lebendigkeit.

Die ganzheitliche Entfaltung jedes einzelnen Menschen ist gut, solange sie ausgerichtet

bleibt auf das Du – auf Gott, auf den Mitmenschen, auf den Nächsten. Nur so kann er der „Liebesabsicht des Schöpfers“ (Paul VI., s. o.) entsprechen und seiner eigenen Vollen- dung entgegenwachsen. Nur so können die mannigfachen Verlustängste, die Männer, Frauen und besonders auch Kinder heute befallen, geheilt werden.

Solange Frau-Sein, in seiner eigenständigen Entfaltung immer auch Frau-Sein ganz für den anderen, das heißt aber „Mutter-Sein“ bedeutet und Mann-Sein auch „Vater-Sein“, solange werden Menschen in Liebe miteinander Gemeinschaft und gemeinsam eine unauslotbare Zukunft haben. Dabei kann kirchliche Pastoral durch die Vermittlung von Erfahrung der Zusage Gottes, der zugleich Vater und Mutter ist (Johannes Paul I.), hilfreich sein.

„Seid vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist“ (Mt 5, 48). Und: „Über all das aber legt die Liebe an, die das Band der Vollkommenheit ist“ (Kol 3, 14).

Margarethe Freytag

„Die Kinder zur Frauenfrage zu machen ist die festeste Bastion der Männer“

Ausgehend von der Sicherheit wie Beengtheit bietenden „Bastion“, fragt die Autorin zunächst, ob der zitierte Satz wahr oder eine feministische Übertreibung ist. Viele Beobachtungen weisen darauf hin, daß der Patriarchalismus immer noch ein erhebliches Ausmaß hat und daß ein Abbau und die Entwicklung tragfähiger Partnerschaft schwierig ist. Gerade weil das Kinderkriegen unabweisbar Aufgabe der Frauen ist, folgern viele Männer daraus, daß auch die Erziehung, Haushalt und andere „Dienste“ in erster Linie von der Frau zu leisten sind. Das Ziel kann aber nur die „Schleifung der Bastionen“ und die Entwicklung von Lebensformen sein, die Männern wie Frauen eine umfassende Entfaltung ermöglichen. red